

Dreimal so viele künstliche Befruchtungen

Was passiert, wenn das restriktive Schweizer Fortpflanzungsgesetz gelockert wird? Erstmals gibt es dazu Schätzungen

Wenn die Liebe allein nicht reicht, bleibt oft nur der Gang in eine Kinderwunschpraxis. Dort erhalten verheiratete Paare eine Samenspende, aber keine Eizellenspende. Das soll sich ändern.

VON FABIENNE RIKLIN

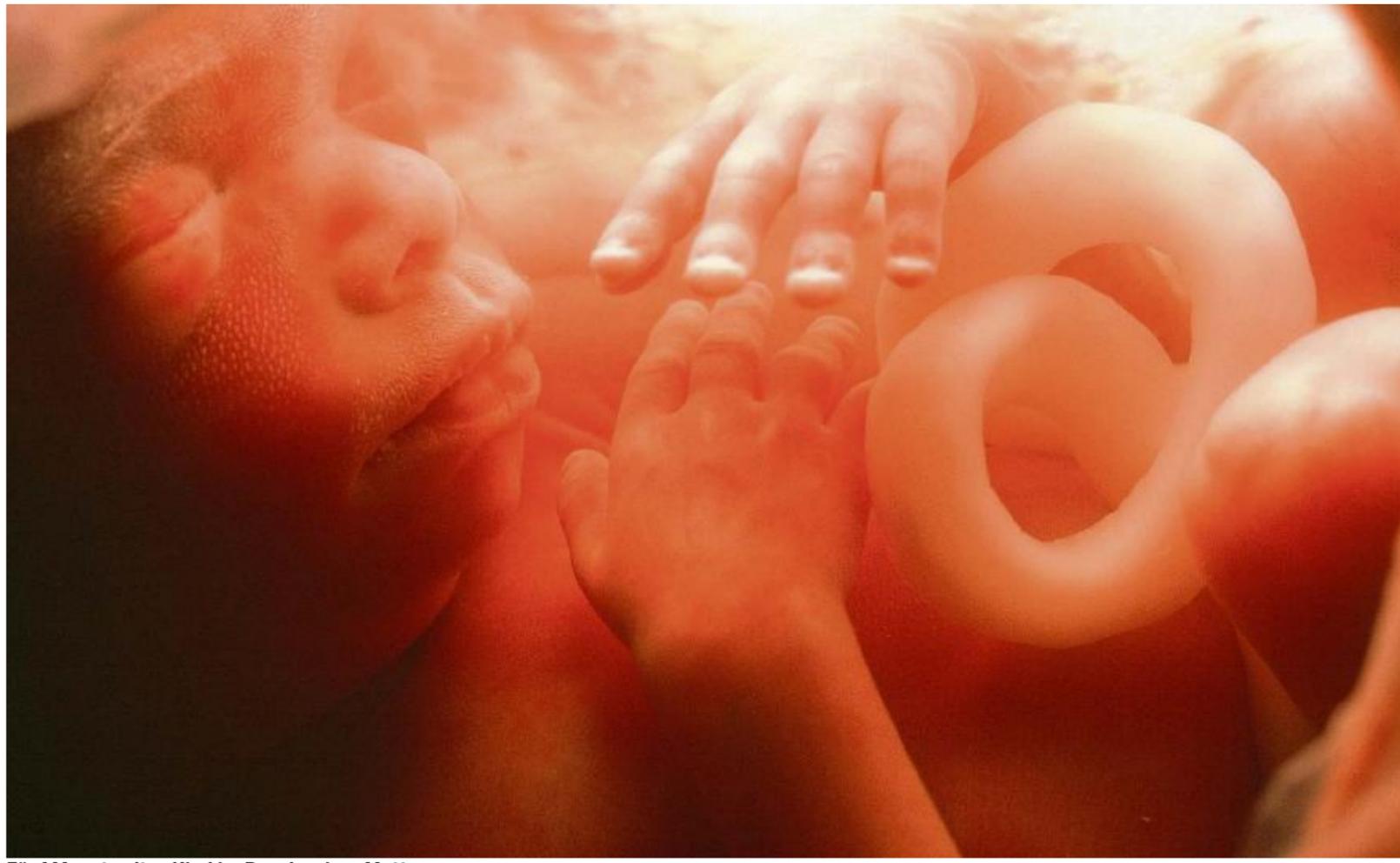
Die Schweiz hat eines der restriktivsten Fortpflanzungsgesetze in Europa. Zwar sind bei einer Unfruchtbarkeit des Mannes Samenspenden erlaubt, Eizellenspenden bei unfruchtbaren Frauen aber nicht. Und Samenspenden erhalten nur verheiratete Paare. Das will die Nationale Ethikkommission (NEK) ändern. Sie empfiehlt, Spermispenden für unverheiratete und lesbische Paare sowie für Single-Frauen zuzulassen. Ebenfalls sollen Eizellenspenden erlaubt sein.

Ärzte, Juristen und Ethiker diskutierten am Freitag an der Universität Zürich über die Folgen einer Gesetzeslockerung und bezifferten erstmals die Nachfrage. «Im Falle einer Modernisierung der gesetzlichen Rahmenbedingungen gehen wir von rund 30 000 Behandlungen pro Jahr aus», sagt Christian De Geyter, Chefarzt Gynäkologische Endokrinologie und Reproduktionsmedizin am Basler Universitätsspital. Das wäre eine Verdreifachung der jährlich rund 10 000 künstlichen Befruchtungen.

2,4 Prozent aller Neugeborenen sind heute Reagenzglas-Kinder. Kommt die NEK mit ihrem Vorschlag durch, wären es 4,5 Prozent – also mehr als 3700 Babys jährlich. De Geyter ist überzeugt, dass die Schweiz das von der Entwicklung in der Medizin überholte Gesetz an den Stand der modernen Fortpflanzungsmedizin anpassen sollte. Denn er beobachtet einen zunehmenden Kinderwunsch-Tourismus ins Ausland.

In 90 Prozent der Fälle sind Eizellenspenden der Grund für eine künstliche Befruchtung ennet der Grenze. Eine parlamentarische Initiative des Waadtländer CVP-Nationalrats Neirynek Jacques will deshalb als Erstes die Eizellenspende zulassen. Sie stiess in der Wissenschaftskommission beider Räte auf Zustimmung und kommt bald in den Nationalrat.

Das begrüss Peter Fehr, Arzt in der Kinderwunschklinik OVA-IVF Clinic in



Fünf Monate altes Kind im Bauch seiner Mutter.

Zürich. Wegen des Eizellenspendeverbots vermittelt er drei bis vier Frauen monatlich an eine Partnerklinik in Spanien. Hinzu kommen ein bis zwei Single-Frauen und nochmals so viele unverheiratete Paare, die sich für eine Spermispende interessieren. «Lesbische Paare melden sich meist per Mail und fragen, wohin sie gehen sollen», sagt Fehr. Wie gross die Dunkelziffer von unverheirateten oder homosexuellen Paaren sowie allein stehenden Frauen ist, die übers Internet oder über Freunde an Spermien gelangen, ist unbekannt. Am Zoll bleiben immer mal wieder Proben hängen.

OFFIZIELL ERHALTEN in der Schweiz nur verheiratete Frauen Samenzellen. Gesetzlich wird dies mit der Ehe als Garan-

tin von stabilen Verhältnissen für das Kindeswohl begründet. Für Andrea Büchler, Rechtsprofessorin an der Universität Zürich, vermag dies aber nicht mehr zu überzeugen. «Die Ehe garantiert keine Stabilität mehr», sagt sie. Deshalb sei das Argument des Kindeswohls eine realitätsfremde Stigmatisierung nicht ehelicher und gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften. «Der Kinderwunsch ist ein elementares menschliches Bedürfnis, das nicht von Lebensformen oder der sexuellen Orientierung abhängt.» Für Büchler steht deshalb fest: «Der gesellschaftliche Wandel und die empirischen Studien zeigen, dass die heute bestehenden Verbote revidiert werden müssen.» Bis heute habe kein Nachweis erbracht werden können, dass

Kinder, die in einer gleichgeschlechtlichen Elternschaft aufwachsen, Nachteile in der Entwicklung erleiden.

Wird von künstlicher Befruchtung gesprochen, wird aber häufig der Niedergang der traditionellen Familie heraufbeschworen. Dabei steht die blutsverwandte Kleinfamilie erst seit den 1950er-Jahren unter speziellem staatlichem Schutz. Diese Bevorzugung der traditionellen Familie erachtet Barbara Bleisch, Philosophin mit Forschungsschwerpunkt Ethik an der Universität Zürich, in einem liberalen Staat wie der Schweiz als fragwürdig. «Durch die verschiedenen neuen Familienformen wird die Familie neu bestärkt und stirbt nicht aus», ist Bleisch überzeugt. «Blutsverwandtschaft allein macht noch keine

gute Familie aus.» Für ein Kind sei eine liebevolle, verlässliche Beziehung relevant. Und wichtiger als seine genetische Herkunft zu kennen, sei es zu wissen, wie das eigene Leben begonnen hat, ob man beispielsweise freiwillig von einer Leihmutter ausgetragen oder zur Adoption freigegeben wurde.

> KOMMENTAR SEITE 15

■ FRAGE DER WOCHE

SOLLEN UNVERHEIRATETE UND HOMOSEXUELLE SAMENSPENDEN ERHALTEN?

Stimmen Sie ab

www.schweizamsonntag.ch oder
E-Mail: leserbriefe@schweizamsonntag.ch

Auf dem Land fliegt der Storch Sonderschichten

In Appenzell Innerrhoden bringen Ausländerinnen durchschnittlich über drei Kinder zur Welt. Ein Rekordwert, hinter dem ein Muster steht

VON STEFAN EHRBAR

In den Hügeln des Kantons Appenzell Innerrhoden ist besonders viel Kinderlärm zu hören. Nirgends in der Schweiz bringen Frauen mehr Kinder zur Welt. Besonders Ausländerinnen sorgen für Nachwuchs im Halbkanton. Ihre Geburtenziffer lag 2013 in Innerrhoden bei 3,08 Kindern pro Frau. Das ist schweizerweiter Rekord, wie neue Zahlen des Bundes zeigen. Zum Vergleich: Die Appenzellerinnen bringen durchschnittlich 1,78 Kinder zur Welt. Landesweit gebären Schweizerinnen durchschnittlich 1,42 Kinder, Ausländerinnen 1,84.

Ländliche Kantone verzeichnen sowohl bei Schweizerinnen als auch bei Ausländerinnen hohe Geburtenziffern. Im Jura bringen Ausländerinnen durchschnittlich 2,32 Kinder zur Welt, in Nidwalden 2,39 und in Uri 2,29. «Zuwanderer aus ländlichen Milieus haben tendenziell mehr Kinder als solche aus städtischen Regionen», sagt François Höpflinger, Soziologe an der Universität Zürich. Diese Zuwanderer suchten sich in der Schweiz ein ähnliches Umfeld. Auch seien die Wohnkosten in ruralen Kantonen tiefer, und gerade grosse Familien finden teilweise nur dort bezahlbaren

Wohnraum. Zudem seien viele Zuwanderer in der Industrie tätig, die heute vornehmlich auf dem Land angesiedelt sei.

VERHARRTE DIE Geburtenziffer der Schweizer Frauen zwischen 2011 und 2013 bei 1,42, brachten Ausländerinnen aus den EU-Staaten mit 1,47 Kindern pro Frau etwas weniger Kinder zur Welt als 2011. Eine andere Entwicklung zeichnet sich bei aussereuropäischen Ausländerinnen ab, die durchschnittlich 2,25 Kinder pro Frau gebären. 2011 waren es noch 2,13. Dies könne in neuen Zuwanderungsländern aus dem arabischen Raum oder Nordafrika begründet sein, sagt Soziologe Höpflinger. Muslime etwa hätten mehr Kinder, die Frauen seien bei der Geburt relativ jung und der Altersunterschied zwischen Mann und Frau gross. Zudem zögen vor allem jüngere Menschen zu. «Junge Männer, die in die Schweiz einwandern, heiraten meist aus dem eigenen Kontext, also jünger als es die Schweizer tun, und haben tendenziell auch mehr Kinder.»

Tatsächlich werden Frauen aus aussereuropäischen Ländern früher Eltern. In fast 50 Prozent der Fälle sind diese Mütter bei Geburt jünger als 30. Schwei-

■ GEBURTENZIFFER (KINDER/FRAU) 2013

	Staatsangehörigkeit	
	Schweizerinnen	Ausländerinnen
Schweiz	1.42	1.84
Basel-Stadt	1.19	1.65
Tessin	1.31	1.59
Genève	1.32	1.73
Schaffhausen	1.34	1.98
Solothurn	1.35	1.90
Zürich	1.36	1.92
Basel-Landschaft	1.37	1.81
Bern	1.40	2.04
Aargau	1.40	1.96
Neuenburg	1.44	1.74
Graubünden	1.45	1.65
Wallis	1.45	1.70
Nidwalden	1.46	2.39
Waadt	1.47	1.83
Luzern	1.48	1.75
Zug	1.49	1.98
Uri	1.50	2.29
Schwyz	1.50	2.07
Thurgau	1.50	1.76
Obwalden	1.51	1.57
St. Gallen	1.53	1.84
Jura	1.55	2.32
Freiburg	1.56	1.78
Appenzell Ausserrhoden	1.60	2.00
Glarus	1.63	1.70
Appenzell Innerrhoden	1.78	3.08

zerinnen hingegen haben bei der Geburt ihres Kindes in 71 Prozent aller Fälle den 30. Geburtstag bereits hinter sich.

DIE UNTERSCHIEDE könnten sich verringern. Die erste Migranten-Generation übernehme noch das Geburtenniveau des Heimatlandes, sagt Soziologe Höpflinger. «In der zweiten und dritten Generation passt es sich an das hiesige an, und auch das Heiratsalter steigt.» Bereits zu beobachten sei dies bei Migranten aus dem Balkan. Viele wanderten vor etwa zwanzig Jahren in die Schweiz ein. Die mittlerweile zweite Generation verzeichnet bereits sinkende Kinderzahlen.

Gleichzeitig könnten Schweizerinnen dank besserer Kinderbetreuung wieder mehr Kinder gebären – ein Effekt, der etwa in Schweden zu beobachten ist. Auch die Kinderlosigkeit sinkt. «Sie war eine Zeitlang ein grosses Phänomen, das sich nun aber etwas entschärft», sagt Soziologe Höpflinger. Den Tiefpunkt erreichte der Jahrgang 1965, in dem etwa 25 Prozent aller Frauen auf Nachwuchs verzichteten. Eine selbsterhaltende Gesellschaft dürfte es in der Schweiz allerdings nie mehr geben. Dafür wären 2,1 Kinder pro Frau nötig – eine Zahl, die kein westliches Land erreicht.